

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 138

Posen, den 19. Juni 1929

3. Jahrg.

Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

Von Otto Kraak.

(86. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Da draußen war's anders. Fern von der Stadt. Fern von allem Gemüht und Getrebe. In dem schönen stielichen Landhaus auf der Höhe. In dem schattigen Park und dem großen Garten. In dem angrenzenden, weiten, weiten Wald. Auf dem kleinen sonnigen See . . .

Aber was half's —! War's nicht sein eigener Wunsch? Sein eigener Wille —? Hatte er nicht sein Schicksal bestimmt —? Selbst bestimmt? Was wollte er also —? Nicht träumen. Nicht grübeln. Nicht rückwärts schauen! — Das erschaffte, lähmte! — Vorwärts sehen, immer vorwärts —!

Und er riß sich zusammen. Bis die Zähne zusammen. Ding aus Welt. Stürzte sich förmlich in die Arbeit.

Die ersten Tage kam er auch kaum zu sich selbst. Raum zur Besinnung. Ehe er sich einigermaßen eingerichtet, das Notwendigste beisammen hatte, was er brauchte. Ihm fehlte ja nichts, er besaß alles, aber das war draußen — im „Haus Lantow“ — und darum schreiben — es sich schicken lassen — nein, dazu konnte er sich nicht entschließen. Mocht' es liegen, wo es lag, bis es der Rost fraß. Lieber sich begnügen, sich behelfen, wie's ging . . .

In den Sprechstunden saß er zu Haus. Aber selten, daß die Klingel gezogen wurde, daß jemand kam. Natürlich! Das machte sich nicht im Handumdrehen, das brauchte Zeit. Man mußte ihn erst kennenlernen, erst Vertrauen zu ihm gewinnen.

Und reich waren sie auch nicht, die wenigen, die ihn aufsuchten. Wenn er davon hätte leben sollen — lieber Himmel! Das war zum Verhungern.

So tat er denn, was er vor Jahren als junger Anfänger getan hatte: er setzte sich hin und schrieb — schrieb die halben Tage — Stunden und Stunden. Schrieb für die Blätter: rechtliche Winke und Ratsschläge, volkstümliche Aufsätze, allgemein verständliche, wissenschaftliche Arbeiten. Und überwand seine Scheu, ging selbst auf die Zeitungen, knüpfte die alten Verbindungen wieder an.

Dabei mußte er manchmal an den kleinen Esel denken, den der Zufall ihm einst über den Weg geführt hatte. Vor langer Zeit. Als er noch draußen wohnte. Wie hatte sich das budlige Kerlchen erbost! Wie hatte er gezetert und geschimpft —! Ein saures Brot. Ein bitteres Brot —.

Alles recht. Alles recht. Aber wenn er's abwog, eins gegen das andere hielt, würde er heute anders wählen? Anders handeln? Dieses Leben gegen das frühere eintauschen —? Nein. Und abermals nein.

Sich als Mann frei zu wissen, unabhängig von einem andern, auf niemand angewiesen zu sein, auf eigenen Füßen zu stehen und ehrlich sein Brot zu verdienen, wie Schuster und Schneider — jawohl — wie jeder Arbeiter — es war nicht spießbürgerlich, nicht „kleinlich“, war kein leerer Wahn, ein schönes, stolzes Gefühl war's! Ein wahrhaft königliches Gefühl! Daran war nichts zu drehen und zu deuteln! Das ließ sich nicht leugnen und abstreiten! Dabei blieb er! Denn er empfand es — tief in seiner Brust — wußte es . . .

Was war dagegen aller Besitz, den man nicht selbst erworben, alle Schätze, die man nicht selbst gesammelt, aller

Reichtum, den man sich nicht selbst verdient? Alle Pracht? Alle Schönheit? Nichts war es. Nichts. Nur das galt, hatte Wert, was man sich erkämpft, errungen hatte mit seinen Händen, seinem Kopf, mit seinem Blut, im Schwelch seines Angesichts —!

Das war die Erkenntnis, die er wieder gewann, die goldene Lehre dieser schweren Prüfungzeit. War sein Halt und sein Trost. Und er ging in seinen vier Wänden umher, in seiner elenden Behausung und reichte die Arme und war im Innersten froh . . .

Und er wurde nicht müde, schaffte unaufhörlich, kannte nur eins: die Arbeit. Daß er sich selbst wunderte über seine eigene Kraft, seine Ausdauer und Zähigkeit. Er war nicht verbraucht, war frisch geblieben. Das machten wohl die Jahre der Ruhe — das stille, beschauliche Dasein, das er geführt hatte — daher kam's wohl. Alles hatte sich in ihm aufgespeichert, gesammelt, von dem er nun zehren konnte . . .

Nur die Abgeschlossenheit, in der er lebte; der kleine Kreis, in dem er sich bewegte; die Einsamkeit, die ihm allmählich fühlbar wurde. Wie gern hätte er seinen alten Stammtisch wieder aufgesucht, einen guten Freund wiedergesehen — namentlich einen von ihnen: Marnik . . .

Aber er konnte nicht heucheln und lügen, sich nicht verstellen, mußte offen sein, die Wahrheit sagen — und davorscheute er sich, schreckte er zurück. Ging es ihn doch nicht allein an, war doch ein anderes Leben, ein anderes Schicksal mit seinem verbundenen, verflochten . . .

Ja, die Einsamkeit . . .

Draußen in der Natur — im freien Feld, wo die Lerchen singend aufstiegen, bis sie sich im Blauen verloren — im tiefen Wald, wo die Finken schlügen, die Spechte hämmerten — auf dem Wasser, wo die Wellen rauschten und raunten, das Schilf im Winde flüsterte — überall vertrautes Leben und Weben — liebgewordene Töne — tausend Stimmen, denen man lauschte — da war man nicht allein —.

Nein. Aber hier in der Großstadt. Im Weltgetriebe. Im dichtesten Gemüht. In der tausendköpfigen Menge. Menschen über Menschen. Und alle einander unbekannt, fremd, gleichgültig. Hier war man allein — in Wahrheit allein, einsam . . .

Das waren die Stunden, in denen er litt — Stunden, in denen er weich wurde, eine Schwäche in sich fühlte oder eine Sehnsucht —

Das Herz ließ sich nicht zwingen. Gedanken kamen, Erinnerungen tauchten auf. Unvermittelt. Unerwartet. Wenn er einen Augenblick unbeschäftigt war, einen Weg machte, auf der Straßenbahn stand. Oder spät am Tage. Wenn er nach Haus kam. Allein am Tisch saß und sein Abendbrot verzehrte.

Wie mocht' es draußen aussehen im „Haus Lantow“? Ob alles beim Alten war —? Und sie —? Seine Frau —? Die noch immer seine Frau war —? Wie mocht' es ihr gehen —? Wo war sie —? Was tat sie —? Er wußte es nicht, wußte nichts, hatte nichts gehört.

Und das heunruhigte ihn, quälte ihn. Diese Ungewißheit. Dieser Zweifel . . .

Gleich nachdem er unter Dach und Fach war, hatte er Erika Mitteilung gemacht. Seine Wohnung angegeben. Und sie hatte ihm geantwortet. Aber nicht gleich. Erst nach mehreren Tagen.

Eines Morgens war es gewesen. In der Frühe. Er hatte schon seinen Kaffee getrunken, saß am Schreibtisch und arbeitete. Aber es aina nicht vorwärts, die Feder stoppte. Er

sah jeden Augenblick auf, horchte, war voll Ungeduld, bis die erste Post kam.

Warum antwortete sie nicht —? Schrieb nicht —? War sein Brief nicht in ihre Hände gekommen —? Aber er hatte ihn doch einem sichereren Mann zur Besorgung übergeben — einem Bahnbeamten, den er kannte —? Oder wollte sie nicht antworten —? War sie so im Innersten verlezt und gekränkt über den Schritt, den er getan hatte —? Oder sah sie da und wartete —? Glaubte, daß er eines schönen Tages wieder auftauchte —? Reumütig zurückkehrte —?

Aber das sollte sie nicht denken! Sie sollte sich irren! Er kehrte nicht zurück — nein, nie — mochte es kommen, wie es wollte — und wenn's sein Unglück war, sein Verderben, sein Untergang . . .

Daß sie ihn nicht kannte — ihn nicht verstand —!

Endlich die Klingel und dann ein leises Geräusch. Die Postfächer. Er hörte sie durch den Türspalt fallen. Und dann schlürfende Schritte auf dem Gang. Ein Klopfen. — „Herein —!“ Die Wirtin. Einen Brief in der Hand. „Danke —“

Von ihr. Von Erika. Er sah sofort, mit einem Blick. Riß den Umschlag auf. Übersog die Zeilen . . .

„Lieber Steffen,

ich habe den Brief erhalten, den Du mir hinterlassen hast, und er hat mich schwer getroffen — doppelt schwer, weil er mir so ganz unerwartet kam. Mir ist, als ob ich mein ganzes Leben verträumt hätte und nun mit einemmal aufgerüttelt, wach geworden wäre. Die Wirklichkeit liegt vor mir wie eine neue Welt, und ich weiß nicht, ob ich mich zurechtfinden werde. Denn ich kenne mich nicht. Aber ich glaube, auch Du kennst mich nicht, auch Du hast Dich in mir getäuscht. So will ich es denn versuchen, und wenn es gelingt, was ich mir vorgenommen habe, dann sollst Du von mir hören.

Bis dahin leb wohl!

Erika.“

Er saß an seinem Schreibtisch, ließ das Blatt Papier sinken, nahm es wieder vor, las es wieder. Griff nach dem Umschlag, betrachtete die Aufschrift, das Postzeichen.

Werkwürdig . . .

Der Brief kam nicht von draußen. Trug den Stempel Berlin. War in Berlin W. aufgegeben. — Wie hing das zusammen —? War Erika nicht mehr daheim —? War sie in der Stadt —? Aber wo —? Wo sollte sie sein —? Bei ihrem Bruder —? Oder bei ihrem Schwager —?

Nein, das war nicht anzunehmen — so stand sie mit beiden nicht —, das mußte einen anderen Grund haben —! Vielleicht war jemand hereingefahren, der Gärtner oder eins von den Mädchen, und hatte den Brief mitgenommen. Ja, so war es wohl . . .

Aber die wenigen, kurzen Worte. Und so seltsam, so geheimnisvoll. Wie ein Rätsel . . .

Sie hatte ihr Leben verträumt —? War mit einemmal erwacht —? Ja, war ihr Leben nicht wie ein Traum gewesen —? Wie ein ewiger, ungestörter Traum —? Hatte sie je etwas gespürt — von der rauhen Wirklichkeit —? Von Sorge, Trübsal, Not —? Nein, auch nicht das geringste —

Und nun war sie wachgerüttelt — unvermutet, jäh, plötzlich — durch ihn, durch seinen Brief. Seinen Fortgang. Seine Flucht. Und daß sie im ersten Augenblick da stand, wie verloren, wie hilflos, sich nicht zurechtfinden konnte — ja, das war klar, das verstand er.

Aber daß sie sich nicht kannte, er sie nicht kannte, sich in ihr täuschte — was hieß das —? Und sie wollte es versuchen —? Was denn —? Was versuchen —? Was hatte sie jetzt geplant —? Sich vorgenommen —? Kein Wort davon, keine Andeutung. Nichts.

Was mochte das sein —? Er sann hin und her, zerbrach sich den Kopf, fand keinen Anhalt, nichts, was er fassen und greifen konnte . . .

Und wenn es glückte, sollte er von ihr hören. Wollte sie ihm Nachricht geben.

Und bis dahin —?

Bis dahin leb' wohl —!

Er legte das Blatt aus der Hand, stand auf, trat ans Fenster, sah durch die Scheiben.

Herbstliches, unwirschiges Wetter. Ein grauer, nebliger Nachmittag. Unten auf der Straße das alltägliche Bild wie

immer. Eine Straßenbahn hinter der andern. Droschken und Lastwagen. Männer und Frauen, die vorüberhasteten, vor den Bäden eine Weile stillstanden, weiter gingen. Kinder, die spielten, kreischten, lärmten . . .

Er wandte sich ab, setzte sich wieder an seinen Schreibtisch, stützte den Kopf in die Hand, sah auf den Brief.

Bis dahin leb' wohl —!

Es war wie ein Scheidegruß. Wie ein Abschied. Und doch nicht wie ein Abschied, wie eine Trennung. Es klang eine Hoffnung durch, ein Glaube, eine stille Zuversicht, ein leises „Auf Wiedersehen“ . . .

Und wie er daran dachte, wurde ihm warm ums Herz, wurde ihm wohl und weh zugleich. Er wollte ja nichts anderes! Wünschte nichts anderes! Erfehrte nichts anderes! Was half aller Stolz! Aller Trost! Aller Eigenwille! Er hatte sich bezwungen, war von ihr gegangen, hatte sie verlassen und konnte doch nicht von ihr lassen, hing doch an ihr, würde ewig an ihr hängen . . .

Und wenn er es nicht wahr haben wollte, belog er sich selbst, betrog er sich selbst. Er besaß, was er so lange entbehrt hatte: einen Wirkungskreis, Arbeit und Tätigkeit, Selbstbewußtsein und Selbstachtung. Jawohl. Aber eins hatte er nicht: das Glück —. Nein. Trotz allem. Das hatte er nicht . . .

Und würde es je kommen —? Würde er es je finden —? Ach, dann mußte alles, alles anders werden, sich alles wandeln. Und wie sollte das sein —?

Er konnte nichts dazu tun. Mußte sich gedulden. Warten. Warten, was die Zukunft brachte . . .

Aber die Zeit verging. Ein Tag nach dem andern. Die erste Woche. Die zweite Woche. Ohne daß er weiter von Erika hörte, eine Nachricht von ihr erhielt.

Und hatte doch manchmal das Gefühl — das eigene, unerklärliche Gefühl, als müßte sie in seiner Nähe sein, als ginge eines Tages die Tür auf, und sie stände vor ihm . . .

Auch heute wieder. Als er eben die Feder zur Hand nahm, sich an die Arbeit machen wollte, schrillte draußen die Klingel. Ein heller, scharfer Ton.

Er hielt inne, horchte hinaus. Auf dem Flur ein kurzer Stimmwechsel. Ein paar Schritte. Neben an ging die Tür . . .



Wer kam noch — jetzt noch, wo die Sprechstunde vorüber war —? Er stand auf, öffnete das Wartezimmer, warf einen Blick hinein. Ein kleiner, feingekleideter Herr hingte eben seinen Hut an die Wand. Drehte sich um. Sah ihm ins Gesicht.

Klaus Marnitz.

Nickte ihm zu, rief ihm laut, herzlich, ungezwungen entgegen: „Guten Tag, mein Jung —!“ In ihrem vertrauten, heimatklichen Platt, das seltsam klang im Munde dieses Weltmanns.

Steffen stand in der Tür, stutzte, fand kein Wort der Begrüßung. Bis die Freude ihn übermannte.

(Schluß folgt.)

Zobelfänger.

Ranssen hat Sibirien mit Recht das Land der Zukunft genannt. Dies ausgedehnte und noch so unbekannte Land birgt unermeßliche Naturschätze vieler Art. Unendliche Wälder säumen seine Flüsse und bedecken Gebietsflächen, aus denen man in Europa Staaten macht. Zahllose Herden weiden auf seinen üppigen Grassteppen und erzeugen Millionen Zentner von Butter, die wir bereits vor dem Kriege als „dänische“ bei uns kaufen konnten. Die Lena-Goldfelder gehören zu den ergiebigsten der Welt. Intime Kenner des fernen russischen Ostens erklären die dortigen Erz- und Kohlevorkommen für so mächtig, daß dort in Zukunft ein zweites Ruhrgebiet entstehen werde.

Aber dieser gewaltige Reichtum an Naturprodukten spielte heute in der Weltwirtschaft noch nicht die Rolle, die ihm zukommt, weil es an Produktions- und Transportmitteln fehlt, um ihn in nutzbarer Form den Verbrauchsländern zuzuführen. Es ist daher kein Wunder, daß Sibirien uns in erster Linie als Lieferant solcher hochwertiger Produkte bekannt ist, die von Transport Schwierigkeiten weniger abhängig sind und erst in Europa oder Amerika ihre veredelnde Bearbeitung erhalten. Das sind in erster Linie Pelze.

Sibirien gehört zu den pelztierreichsten Ländern der Welt, und das Gewerbe des Pelztierjägers ist dort naturgemäß uralt. Vor dem Kriege hatte die Ausfuhr einen solchen Umfang angenommen, daß bereits eine rückläufige Bewegung in Menge und Güte einsetzte. Der Krieg hat dann aber praktisch als Schonzeit gewirkt, die eine Steigerung der Fangergebnisse zur Folge hatte. Das wichtigste Pelztier ist der Zobel. Eingeborene, chinesische und russische Ansiedler leben vielfach vom Zobelfang. Welchen Umfang dies Gewerbe annimmt, erkennt man an den von Arsenjew mitgeteilten Ziffern: im Ussurigebiet allein erbeuteten die Chinesen jährlich etwa 200 000 bis 300 000 Zobel. Der Kampf um die Jagdgebiete und die Fangergebnisse nimmt unter den Jägern oft barbarische Formen an. Verbrechen, selbst bis zum Mord, sind an der Tagesordnung, werden aber nach den harten selbstgeschaffenen Gesetzen der Taiga auch schwer gerächt. Die Pelzjäger leben deshalb meist einsam im Urwald, ängstlich darauf bedacht, ihre Spuren zu verbergen, damit nicht Räuber ihren Aufenthaltort erspähen und sie ihrer Jagdbeute berauben. Viele leben nur gewisse Monate des Jahres in ihren Waldhütten, manche aber verbringen auch ihr ganzes Leben in solcher Abgeschlossenheit. Was sich hier an verschiedenen Tragödien in den Formen der Urzeit noch heute abspielt, das ahnen wir, wenn wir die Berichte des russischen Forschers Arsenjew, wie den folgenden,



Zobelpelzpräparat im Werte von 500 Goldrubel.

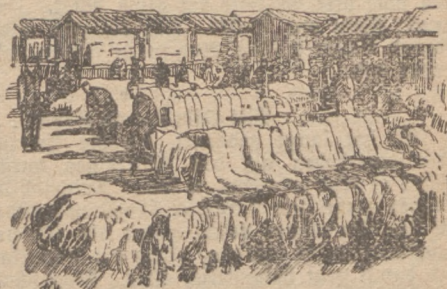


Zobelfalle der Chinesen im sibirischen Urwald.

lesen: „Im Herbst des Jahres 1903 geriet ich mit einem Jagdkommando sibirischer Schäfer in eine völlig wilde und öde

alte Mann lag in der Luge auf dem Rang, wie ich ihn verlassen hatte, tot und weiß gefroren. Wir versperrten den Eingang der Hütte mit Steinen und Bruchholz, um die wilden Tiere abzuhalten, hielten einen Zettel mit einer kurzen Aufklärung des Falles an den nächsten Baum und zogen weiter. Vielleicht kamen bald die gleichen Chinesen wie früher wieder hierher und konnten dann ihren alten Geschäftsfreund nach ihrer Sitte beerdigen. Solcher Einsiedler gab es freilich nicht viele in der Taiga. Die mir bekannten waren wohl „die Letzten der Mohikaner“. Seit dem Jahre 1908 besiedelte sich das Land rasch mit Russen, vor denen die Chinesen ihre Wohnstätten verließen, um in die Heimat zu ziehen.“

Gegend. Nach achttägigem Marsch bivaktierten wir an den Quellen des Ulahe. Hier Berst vom Bivat aus stieß ich auf der Jagd zufällig auf eine kleine Fallenstellerhütte, eigentlich mehr der Höhle eines Tieres ähnelnd, denn einer menschlichen Behausung. Die Hütte war leer, aber die Glut unter der Asche des Feuerplatzes, einige hölzerne Gerätschaften und frische Speisereste zeigten davon, daß hier noch jemand wohnte. Nach einer Stunde erschien auch wirklich der Wirt, ein Chinese im höchsten Greisenalter, in einen unglaublich abgetragenen und geflickten Kasack gekleidet. Sein Erschrecken vor mir fremdem Teufel und seine Ueberraschung waren unbeschreiblich; wie gebannt stand er zitternd vor mir. Ich beruhigte ihn, so gut ich konnte, jagte dann noch in der Umgegend einige Stunden hindurch und kehrte gegen Abend zum Uebernachten zu dem Alten zurück. Seine Angst legte sich allmählich, er wurde zutraulicher, und wir kamen ins Unterhalten. Es erwies sich, daß er 62 Jahre lang im Lande war und hier in dieser Erdhöhle 46 Jahre hindurch ununterbrochen allein gehaust hatte. Nur vorübergehend waren zwei Chinesen seine einzigen Genossen, andere Menschen hatte er längst nicht mehr gesehen. Sie kamen seit langer Zeit jedes Jahr einmal mit Lasttieren zu ihm, brachten Hirse, Salz und irgendein Kleidungsstück und tauschten dafür die Felle ein, die er mit seinen 120 Fallen fing, meist Marder und Eichhörnchen, selten mal einen Zobel. Dieser Greis nährte sich nur von einer Handvoll Hirse täglich und von der spärlichen Jagdbeute, die ihm die Fallen lieferten. Der Alte klagte, daß er sich krank fühle, und hustete und stöhnte sehr. Die Nacht war windig und kalt, zweimal stand ich von meinem Lager auf, um den Ofen zu heizen und die Rangs zu erwärmen. Gegen Morgen lag der Alte ruhig und war fest eingeschlafen. Als es hell wurde, stand ich leise auf, um ihn nicht zu wecken, und verließ die Furse.



Chinesisch-sibirischer Fellmarkt in Nacht.

Nach achtunddreißig Tagen kam ich auf dem Rückmarsch wieder durch die gleiche Gegend. Ich machte absichtlich einen kleinen Umweg, um meinen Bekannten zu besuchen. Der Rekordpreis für einen Diamanten. In Barkley West (Südafrika) wurde ein herrlicher Diamant gefunden, der über 33 Karat wiegt. Man hat für diesen Stein den ansehnlichen Preis von 2550 Pfund Sterling (etwa 54 Millionen Mark) erzielt, was einem Rekordpreis gleichkommen dürfte.

Tieren so gut schmeckt, daß sie den Sand gleich mitfressen. Wer den Berg noch sehen will, möge rasch ein Billett nach Johannesburg lösen; aber es werden ihn sicher nicht viel sehen wollen.

Eine vornehme Versammlung.

Vor kurzem wurde bekanntlich die Weltausstellung in Barcelona eröffnet, mit großen Feiern und so. Darüber mußten alle Blätter der Welt anstandshalber berichten, und so konnte man im „Berliner Tageblatt“ lesen:

„Am Pfingstsonntag mittag eröffnete König Alfons von Dreizehnte von Spanien die Internationale Ausstellung von Barcelona. Bei der Feier war die halbe Welt vertreten.“

Woraus aber niemand schließen darf, daß es sich etwa um eine Halbwelt-Ausstellung handelt!

Rund um den Erdball.

Der eine mach't's, der andere belacht's.

Sie essen einen ganzen Berg auf.

Den Farmern im Waterbergbezirk, in der Nähe von Johannesburg (Südafrika), fiel es auf, daß ein Berg, der sich mitten in den großen Viehweiden erhebt, auf der einen Seite immer kleiner wurde. Man konnte sich das Phänomen lange Zeit nicht erklären, bis man darauf kam, daß die Kühe den Berg verzehren. Nach Berechnungen sollen bisher 10 000 Tonnen „Berg“ vollkommen verschwunden sein. Natürlich wurde die Erde, aus der es besteht, untersucht, und da stellte es sich heraus, daß man es mit einem kali- und mineralsalzehaltigen Lehm zu tun hat, der den

Mit den Tonfilmen hat man seine Sorgen. Erst hörte man keinen Ton, dann trächten die Dinger wie heifere Raben am Aschermittwoch, und jetzt, nachdem man endlich daran geht, mit besseren Apparaten Aufnahmen zu machen, stellt sich heraus, daß jedes noch so geringe Geräusch im Atelier bei der Vorführung zu hören ist und jeden Film verdirbt. Nachdem die Angestellten und Schauspieler längst Filzschuhe angezogen haben, nachdem man ein System ausknocht, wie man sich stumm unterhält, nachdem die Regisseure ihre Pfeifen abgeschafft haben, stellt sich jetzt heraus, daß selbst das Rascheln von seidnen Kleidern, ja, daß sogar das Klingen der Ohrringe störend wirkt. In Hollywood darf niemand mehr Schmuck tragen, der nicht fest anliegt (wie Ringe und Armbänder), weil durch die metallenen Geräusche ganze Szenen verdorben wurden. Nächstens werden wir so weit kommen, daß in den Tonfilmen auch niemand mehr sprechen darf, und dann werden die Sprechfilme als stumme Filme vorgeführt. Das wäre erst ein Vergnügen!

Zwei neue Erdteile entdeckt.

Dem Zirkus Krone, der zurzeit mit großem Erfolg Westdeutschland bereist, ist es vorbehalten geblieben, zwei neue Erdteile zu entdecken. Er schreibt nämlich in seiner Reklamevorschau: „Krone! Der größte Zirkus und das gewaltigste Schauunternehmen Europas und der vier Erdteile der alten Welt.“

Danach gibt es also außer Australien, Amerika und Europa auch noch vier Erdteile der alten Welt. Zwei waren bisher bekannt: Asien und Afrika. Für die zwei anderen, die hier in der Gegend liegen müssen, Namen zu finden, wird Sache des Zirkus Krone sein.

Mit Geduld und Spude . . .

Es hat lange gedauert, bis die Amerikaner sich mit ihren Arbeitsmethoden auf den Philippinen durchsetzen konnten, doch scheint es jetzt gelungen zu sein. Automobile, Telephon und dergleichen mehr sind natürlich längst vorhanden; dagegen wehrten sich die Einwohner heftig gegen die Maschinen, durch die viele Arbeiter brotlos wurden. Doch die Amerikaner haben das Geld, und damit geht befänglich alles. Man schuf sehr große Arbeitslosigkeit, aber man drückte durch, daß selbst die Zigarrenfabriken Maschinen einbauten. Seltsam war nur, daß die Zigarren dar nicht schmecken wollten, und das lag an dem gummierten Wasser, mit welchem die Zigarren jetzt zugelebt werden. Früher machten das die Arbeiterinnen mit — Spude, und den Amerikanern bleibt weiter nichts übrig, als ein gummiertes Wasser zu erfinden, das sämtliche Eigenschaften des menschlichen Speichels enthält.

Aus aller Welt.

Besuch in einer modernen Heilanstalt. Vor noch kurzer Zeit gab es Irrenanstalten mit Zellen, die durch Guckloch ganz oben an der Wand notdürftig erhellt waren. Kranke lagen auf Strohd, das durch Gitter hindurch erneuert wurde. Der Begriff Gummizelle ist so fest mit dem Begriff Irrenhaus verknüpft, daß der Laie gar nicht glauben will, daß es das nicht mehr gibt. Es ist noch kein Jahrzehnt her, daß es Zwangsjaden, kalte Duschen, kalte Bäder zur Bändigung unruhiger Kranken gab. Einen Spaziergang in der Umgegend der Anstalt zu machen, war für den mitfühlenden Menschen entsetzlich, denn die Schreie der Kranken gellten weit hinaus. Körperliche Mißhandlungen mit und ohne Wissen der Anstaltsleiter waren üblich. Heute heißt die neue Parole „Arbeit — das Heilmittel“. Ein hochinteressanter Bilderartikel in der neuesten Nummer des Illustrierten Blattes (Nr. 25) führt in die moderne Anstalt Klingenstein in der Pfalz, in der die Irren als arbeitende Mitglieder der Gesellschaft behandelt werden. Mit dieser neuen Methode ist ein großer Schritt zur Bekämpfung der Geisteskranken, die oft ihren Familien wiedergegeben werden können, getan. Der amerikanische Korrespondent führt die Leser diesmal nach Hollywood. Er zeigt, daß die internationale Filmstadt auch ihre Schattenseiten hat, an die der Europäer meistens nicht denkt, und welche ein großes Glücksspiel das Vorwärtkommen auf diesem Boden bedeutet. Interessante Aufnahmen führen nach Borneo. Der Text plaudert über die Kopffäger, einen Menschenstamm, der ausgesprochen feige ist. Zum Erweis ihrer Tüchtigkeit müssen die Männer bei Brautwerbung z. B. einen Menschenhädel vorzeigen. Deshalb überfallen sie alte Frauen und Kinder. Der aktuelle Teil wird durch Bilder von den englischen Wahlen und einen Scherzartikel über Primo de Rivera illustriert. Die reichhaltige Nummer ist vom Beginn der Woche an zu haben.

Am den Tonfilm dreht sich jetzt die ganze Filmindustrie. Wer sollte glauben, daß der Tonfilm eine alte Geschichte ist? Ja, er ist sogar so alt wie der Film selbst, denn die ersten Filme wurden als Pantomimen zu Grammophonplatten gedreht. Dieses erzählt Henny Porten in der neuesten Nummer der „Münchener Illustrierten Presse“ (Nr. 24). — Von den Tennisstars der Welt handelt ein Bilderaufsatz, zu dem Rolf Nürnberg den Text schrieb. — In eine Erziehungsanstalt für taubstumme Kinder führt eine weitere Bilderreihe. — Wir nennen noch die Bilderfolgen „Tunnel-Zugspitze“, „625 Quadrat-Kilo-

Clowns in Maske und Zivill.

Mäuse als Fabrikanten. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts verwendete in Kirkelsby ein Mann Mäuse zum Spinnen von Baumwollgarn. Die Maschine wurde nach dem Prinzip der Tretmühle in Betrieb gesetzt und war so gebaut, daß eine Maus täglich 100 bis 126 Faden spinnen konnte. Um dies zu bewerkstelligen, mußte das arme Tier 10½ englische Meilen laufen. Die Tiere wurden vorwiegend mit Hafermehl gefüttert und brachten ihrem Besitzer je Kopf 7 Schillinge und 6 Pence im Jahre ein. Hiervon waren 1 Schilling für Maschinenreparatur und 6 Pence für Kost (eine Maus verzehrte etwa für einen halben Penny Mehl in fünf Wochen) abzuziehen, so daß jede Maus ihrem Besitzer einen jährlichen Gewinn von 6 Schillingen brachte. Es wird überliefert, daß der tüchtige Fabrikant später plante, ein Haus zu mieten, in dem 10 000 Mäuse-Tretmühlen, die erforderlichen Wächter und noch einige hundert Zuschauer Platz finden sollten. Ob der Plan zur Ausführung kam oder ob nicht doch Trekfreunde ihn vereitelten, ist mir nicht bekannt.

Ein **Kolumbus-Drama** in Breslau. Hans Kayfers Schauspiel „Kolumbus“ oder „Der Admiral des Ozeans“ wurde von Intendant Barnay zur Uraufführung an den Vereinigten Theatern in Breslau angenommen.

Gedenktage.

19. Juni. **Heinrich Sohnrey** 70 Jahre alt. Der Dichter, der „Friedensmenschen Lebenslauf“ schrieb, der Sängler des Sollinger Waldes, **Heinrich Sohnrey** kann am 19. Juni seinen Geburtstag feiern. Er wurde im Dorfe Zühnde im Südhannoverschen (Kreis Göttingen) als Sohn eines Bauern geboren, war Volksschullehrer in einem kleinen Dorf des Sollings, ließ sich dann aber noch in Göttingen immatrikulieren, um Philologie und Geschichte zu studieren. Danach war er als Journalist und Redakteur tätig, seit 1890 in Freiburg i. Br., bis er 1894 an die „Tägliche Rundschau“ nach Berlin berufen wurde. Besonders beschäftigte ihn das damals akut gewordene Thema der Landflucht. Er gründete zur Erörterung dieser Probleme die Zeitschrift „Das Land“ und war praktisch für die ländliche Sozialreform tätig. Er veranlaßte die Begründung einer Monatszeitschrift „Die Dorfkirche“ und bemühte sich um „Dorfbibliotheken“. Er belebte das ländliche Theaterspielen und gründete vor allem auch die „Deutsche Landbuchhandlung“. Neben dieser umfangreichen organisatorischen Tätigkeit schuf er eine große Reihe erzählender Schriften, die seinen Namen noch weiter bekannt machten. Schon in ganz jungen Jahren hatte er Geschichten und Gedichte geschrieben und auch veröffentlicht. In seiner Lehrzeit erlang er mit der großen Volkserzählung „Hütte und Schloß“ allgemeine Anerkennung. Während des Studiums in Göttingen entstand sein erfolgreichstes Buch „Friedensmenschen Lebenslauf“, in dem Friederike Kostine, ein einfaches Dienstmädchen, die Geschichte ihres harten Daseins unterm Landvolk selbst erzählt. Ein Gegenstück aus der Großstadt wurde der Roman „Greta Venz“ (1909), die naturalistische Schilderung von Leben und Erlebnissen eines Berliner Mädchens. Auf der Bühne erzielte Sohnrey mit dem Volksstück „Die Dorfmußkanten“ großen Erfolg, und Harts Wort, aus Sohnrey hätte wohl ein norddeutscher Anzengrüber werden können, bezieht sich nicht zuletzt auf die Dorftragödie „Düwels“. Einen guten Ueberblick über das reiche Leben und Schaffen Sohnreys bietet jetzt Hans Rothhardt in seinem soeben erschienenen Heinrich Sohnrey-Buch.



Freiheit.

„Arthur, schäme Dich! Du wolltest um zehn Uhr zu Hause sein und ein Glas Bier trinken.“ —
 „Du irrst, liebe Amalie, ich wollte um eins zurück sein und zehn Glas Bier trinken.“